

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 16 (1926)
Heft: 16

Artikel: Innwerden
Autor: Kollbrunner, Oskar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637485>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lini gar nicht wünschen können. Eine Reklame für die Reklame, die er mit seiner Fahrt nach Libyen zu machen beabsichtigte. Die Reklame für die faschistische Kolonialpolitik nämlich.

Zwei Dreadnoughts, vier Kreuzer, vier Torpedoboote und vier Unterseeboote führten den italienischen Regierungschef nach Afrika hinüber. Vor der Abfahrt hielt Mussolini eine Ansprache: „Wir gehören zum Mittelmeer“, sagte er, „und unsere Zukunft wird, ohne jemanden zu kopieren, auf dem Meere sein. Für die ruhmreiche italienische Marine: Eja! Eja! Allala!“ Er ist sich bewußt, daß er kopiert, aber möchte nicht verwechselt werden. Die Deutschen werden dieses Wort im Gedächtnis behalten. Es weckt in ihnen trübe Erinnerungen, und es ist zu verstehen, wenn sie es mit Bitterkeit kommentieren. Wie Ironie der Geschichte aber sieht es aus, wenn ehemals alldeutsche Blätter, wie die „Germania“, heute von „klingenden Phrasen und impofanten Gesten“ schreiben, die nur dazu angetan seien, „urteilslose Volksmassen zu blenden“. War etwa das deutsche Volk seinerzeit, als der Kaiser das verhängnisvolle Wort von der deutschen Zukunft, die auf dem Wasser liege, in die Welt hinaus sprach, besser beraten?

Augenblicklich liegen für Italien die Karten sicher günstiger, als sie je für Deutschland lagen, und Mussolini spielt entschieden klüger und schneidiger seine Trümpe aus als seinerzeit Wilhelm II. Zener hatte nur eine Farbe ausgeben: die der Macht. Mussolini hat diese Farbe auch gewiesen, aber er kombiniert sie à la Bismarck geschickt mit Bündnis- und Kompensationspolitik. Die antifranzösische Stimmung in der arabischen Welt kommt jetzt der italienischen Kolonialpolitik entgegen. Mussolini spricht in Tripolis zu den Arabern als seinen Freunden, die er reich und glücklich machen wolle. Er erinnert sie an die Blütezeit Nordafrikas unter dem alten Rom und vergißt auch hier nicht zu betonen, daß die Italiener die Nachkommen der Römer und fest gewillt seien, das altrömische Imperium rings um das Mittelmeer wieder aufzurichten.

Frankreich fängt an aufzuhorchen. Mussolinis Afrikafahrt wird mit Besorgnis begleitet. Noch ist der Friede mit Abd-el-Krim nicht geschlossen und hat Frankreich nicht freie Hand, um seine Interessen in Tunis, wo sie durch die italienische Expansionspolitik am empfindlichsten bedroht sind, wirksam zu verteidigen. Gerade Mussolinis Drohrede dürfte aber die Verhandlungen in Ujdja beschleunigen. Der Friede mit den Rifleuten steht vielleicht näher, als man bisher glauben mochte; denn er ist für die Franzosen zur bitteren Notwendigkeit geworden. Offenbar aber hat Painlevé, der Kriegsminister, die Friedensverhandlungen gut vorbereitet und zwar sowohl durch die Vorbereitungen zur neuen Offensive, um Abd-el-Krim vor ein Entwederoder zu stellen, als auch durch versöhnliche Bedingungen. Diese sind eben bekannt geworden. Die Rif- und Djeballastämme müssen die Religionsoberhoheit des Sultans anerkennen, dagegen wollen ihnen Spanien und Frankreich die administrative Selbständigkeit gewährleisten. Die Grenzen sollen im wesentlichen unverändert bleiben, doch wird der Rif sich militärisch kontrollieren lassen müssen, und Abd-el-Krim wird sich, gegen eine angemessene Kompensation, aus dem Rifgebiet zu entfernen haben. Die Unstimmigkeiten in der spanischen und französischen Auffassung der Friedensfrage sind anscheinend behoben, die beidseitigen Delegierten an die Verhandlungen im marokkanischen Städtchen Ujdja nahe an der algerischen Grenze sind abgereist. Painlevé hat sich in der Kammer optimistisch über die Friedensaussichten geäußert; so darf man mit Zuversicht auf das Ende dieses Krieges rechnen, der so viel bittere Ironie gegen das „friedfertige“ Frankreich und seine versöhnliche Völkerbundspolitik ausgelöst hat.

* * *

Es fehlt der Welt trotzdem nicht an kriegerischen Generationen. Die revolutionären Unruhen, die in Indien in

der Osterwoche ausbrachen und viele Opfer forderten, sind zwar unterdrückt. Zu Boden geschlagen ist ferner der schlecht vorbereitete Militärputsch in Saloniki einiger Truppenabteilungen der Garnison unter der Leitung von Offizieren, die dem Diktator Pangalos feindlich gesinnt sind, besetzten sie in der Stärke von zirka 5000 Mann mit acht Geschützen die beherrschenden Höhen um Saloniki. Rasch wurden sie aber von den Regierungstruppen umzingelt. Die Offiziere ließen die Aufständischen im Stich, und diese sahen keine andere Möglichkeit, als sich bedingungslos zu ergeben. Einer Pressemeldung zufolge hätte sich allerdings nur eine kleine Abteilung ergeben und der große Rest sich in die Berge zurückgezogen, um den Kampf fortzusetzen. Es gilt als sicher, daß General Plastiras hinter dieser Aufstandsbewegung steckt. Die offiziellen Nachrichten aus Athen erklären, daß die Unruhen restlos unterdrückt und Pangalos vollkommen Herr der Lage sei. Da die Diktatur strenge Zensur übt, wird man die volle Wahrheit wohl erst später erfahren.

Widerprechend sind auch die Nachrichten vom chinesischen Kriegsschauplatz. Seit Monaten tobt sich dort der Bürgerkrieg aus. Dem christlichen General Feng steht mit seinen „nationalen“ Truppen eine Koalition von Generälen gegenüber. Tschang-Tso-Lin, der Beherrscher der Mandschurei, und Wu-Bei-Fu, sein ehemaliger Gegner und nun Verbündeter, rücken konzentrisch auf das von Fengs Truppen besetzte Peking los. Die chinesische Hauptstadt, in deren hohen Mauern zurzeit die internationale Konferenz zur Regelung der Zölle tagt, wird von Flegern angegriffen. Die Großmächte, deren Botschafter sich in Peking nicht mehr sicher fühlen, schicken scharfe Noten. Eben meldet ein Telegramm den Staatsstreich Kur Min Schüns, eines Untergenerals von Feng, der den Präsidenten der chinesischen Republik, Tuan Schi Tui, zugunsten des früheren Staatspräsidenten Tiao Run absetzt und Wu Bei Fu nach Peking beruft. Diese Berufung aber scheint Uneinigkeit zwischen Tschang Tso Lin und Wu Bei Fu wachgerufen zu haben; jener soll nicht gewillt sein, diesem allein die Macht in die Hand zu geben. Davon profitiert wieder General Feng, und der Kampf der Generäle dürfte vermutlich noch lange nicht seinem Ende entgegengehen.

-ch-

Innewerden.

Von Oskar Kolbbrunner, New-York.

Und nach Jahren kam ich heim einmal,
Stand im Frühlingsblüh'n mein Heimattal,
Jedes Häuschen stalt in Blumenluft,
Epheu schmiegte sich an ihre Brust,
Reben blätterten die Hütten ein
Bis zum Spiegel ihrer Fensterlein.

Ja, das Unkraut selbst am Aderweg,
Brachte einen schmutzen Gruß zuweg;
Aber erst mein liebes Vaterhaus
Sah in einem ganzen Blütenstrauch.
Blauer Flieder und Hollunderschnee
Tauchten es in ihren Schimmersee.

Auf dem Türtritt blickte weißer Sand
Und die Klinkle glänzte in der Hand;
Und die Stube erst! War Festtag heut'?
Lächelte im Bauernsonntagskleid —
Und die Mutter, die im Winkel sann,
Hatt' ein weißes Schürzchen umgetan.

Aber ach, das alles trog mich nicht:
Tiefe Runen furchten ihr Gesicht;
Als sie ihre welke Hand mir gab,
Fiel das ganze Blühen vor mir ab —
Tausend Tage tieffter Winternacht,
Hatten diesen einen Tag gemacht....